

Schillers Jungfrau von Orleans, neu erklärt und nach ihrem christlichen Gehalte gewürdigt.

I.

Die der Handlung des Stückes vorausliegenden Begebenheiten.

Die Eroberung Englands durch Herzog Wilhelm von der Normandie im Jahre 1066 legte den Grund zu dem unnatürlichen Verhältniß, welches die freien Beherrscher von England für ihre Stammlande zu abhängigen Lehnsträgern der Könige von Frankreich machte. Aber nichts, was naturwidrig, hat die Gewähr dauernden Bestandes. Im Laufe der Zeit steckten sich die englischen Fürsten das Ziel, beide Reiche durch Heirath und Schwert unter ihrem Scepter zu vereinigen; die französischen Könige betrachteten es dagegen als ihre Aufgabe, die normannischen Fremdlinge auf das Inselland zu beschränken. So entbrannte der beinahe vierhundertjährige Kampf zwischen England und Frankreich, der nur zu Zeiten erlosch, um nach kürzeren oder längeren Zwischenräumen desto gewaltiger wieder aufzukommen. Am heftigsten wüthete derselbe um die Mitte des 14. und im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts. Der thatkräftige König Eduard III von England erhob nämlich nach dem Aussterben der männlichen

Nachkommen Philipps des Schönen als Tochtersohn des letzteren Ansprüche auf die französische Krone; die Franzosen dagegen setzten auf Grund des fränkischen Volksrechtes, welches die Frauen der königlichen Familie von der Erbberechtigung ausschloß, den Bruderssohn Philipps auf den Thron. Gegen weit überlegene Streitkräfte gewann Eduard besonders durch den Heldenmuth seines gleichnamigen Sohnes, des von der Farbe seiner Waffentrüstung sogenannten schwarzen Prinzen, die furchtbaren Schlachten bei Crecy 1346¹⁾ und Poitiers 1356¹⁾. Doch vermochte er so wenig, Frankreich unter seine Herrschaft zu beugen, daß er vielmehr auf seinem Todbette (1377) die ganze Errungenschaft seiner Siege bis auf wenige Küstenplätze, ja selbst die Stammlande seines Hauses verloren sah. Das Heldenherz des schwarzen Prinzen war schon lange vor dem Ableben Eduards III gebrochen, und die nächsten Nachfolger des letzteren hatten zuviel im eigenen Lande zu thun, als daß sie an Gebietsverweiterung in der Fremde denken konnten. Als aber mit Heinrich V (1413—1422) das Scepter von England in die Hand eines Königs kam, der an Thatkraft und Willensstärke Eduard III nicht nachstand, brachte einerseits die leidenschaftliche Begier, den früheren Machtbesitz in Frankreich wiederzuerlangen, andererseits die lockende Aussicht, das durch inneren Zwiespalt zerrüttete Frankreich durch sich selbst zu überwinden, die langverhaltene Flamme des Krieges zu neuem Ausbruch.

Nachdem nämlich Karl V, welcher Eduard III den Preis seiner Siege entrißen hatte, in's Grab gesunken war (1364—1380), rief die Unmündigkeit seines noch nicht zwölfjährigen Sohnes Karls VI Streitigkeiten um die Regentschaft unter den höchsten Reichsvasallen hervor. Das Ende derselben stand von dem Regierungsantritt des Kronerben zu hoffen. Kaum aber hatte

¹⁾ Schiller Act II, Sc. 1.

Karl VI den Thron seiner Väter bestiegen, als er in eine unheilbare Geisteskrankheit verfiel (1392), welche das unglückliche Land abermals allen Greueln der wüthenden Selbstsucht und Herrschgier der Parteien preisgab.¹⁾ Es fehlte fortan der Arm, welcher stark genug war, die Leidenschaften des Ehrgeizes und des Eigennutzes in Schranken zu halten; es fehlte das Gehorsam gebietende Ansehen, welches nur der erbberichtigte Träger der königlichen Würde genießt. Karl VI blieb König nur dem Namen nach, um die wirkliche Regierung stritten des Königs Bruder, Herzog Ludwig von Orleans, und sein Oheim, der Herzog Philipp von Burgund. Auf die Seite des ersteren trat die Königin Isabella (Isabeau), ein wahrer Ausbund von Nichtswürdigkeit. Sie hatte die Aufgabe, als Vormünderin ihrer Kinder und erstes Mitglied des Staatsraths die Stütze des Reiches zu werden: statt zum Segen ward sie Frankreich zum Fluch; es war ihr gottgewiesener Beruf, in der Liebe zum Vaterlande die Anverwandten des Königshauses einträchtig zu verbinden, aber statt ein Engel des Friedens zu sein, wurde sie die „Furie“ der Zwietracht. Denn nur die heilige Liebe, deren Wesen in dem Selbstopfer der Ichheit besteht, knüpft die Bande des Friedens; nur wenn das Wohl des Vaterlandes das eigene Heil ist, kann die Herzen zur Selbstlosigkeit der gleichen Liebe entzünden. Isabeau stand als der leibhaftige Gegensatz solcher Gesinnung da.²⁾ Sie war das vollendete Bild der Selbstsucht und zwar der Selbstsucht in ihrer rohesten Gestalt als fleischlicher Lüsternheit. Jedes höheren Strebens weil jedes höheren Aufschwungs des Geistes baar,

1) Schiller läßt I, 5 den König sagen: „Mein Vater lag im Wahnsinn zwanzig Jahre“; genau genommen sind es dreißig Jahre, da Karl VI 1422 starb.

2) Daß das Charakterbild der Isabeau, welches wir nach Schiller zu entwerfen haben, der geschichtlichen Wirklichkeit im Wesentlichen entspricht, s. Johanna d'Arc S. 2 beider Ausgaben.

richtete sie ihr Dichten und Trachten einzig auf die Befriedigung einer glühenden Sinnlichkeit. Bis zur Schamlosigkeit ging ihre unzüchtige Begier, und nichts kam der Gemeinheit derselben gleich, als der Haß, womit sie jeden verfolgte, der ihrem verbrecherischen Gelüste entgegentrat. In der teuflischen Energie dieses rachsäumenden Hasses offenbarte sich die angeborene Naturkraft ihrer in Eigenfucht verlorenen Seele. Gleiche Lüsterheit und das Trachten nach unbeschränkter Leitung der Staatsgeschäfte verband den Herzog von Orleans mit der Königin zu einer Vertraulichkeit, welche die allgemeine Stimme als Ehebruch brandmarkte, und schon glaubte sich Ludwig nach dem Tode des Herzogs Philipp von Burgund (1404) im Alleinbesitz der Gewalt, als Philipps Nachfolger Johann den verhassten Gegner nicht weit vom Palaste der Königin durch Mordmord aus dem Wege räumen ließ. Ein Bürgerkrieg war die Folge dieser Blutthat. Die Zerrüttung, in welche Frankreich durch denselben versank, benutzte der löwenherzige König Heinrich V von England, um die Entwürfe Eduards III wieder aufzunehmen. Am 14. August 1415 landete er und schlug am 25. October das mindestens dreimal so starke Heer der Franzosen bei Azincourt fast zur Vernichtung.¹⁾ Der junge Herzog Karl von Orleans gerieth in Gefangenschaft, Heinrich V aber kehrte vom Schlachtfelde nach England zurück, weil ihn die geringe Zahl seiner Krieger am Verfolgen des Sieges hinderte.

Die schwere Züchtigung, welche Frankreich widerfahren war, hätte die Parteien zur Eintracht stimmen und gegen einen Feind verbinden sollen, welcher des Vaterlandes Selbständigkeit, mithin die Wohlfahrt aller bedrohte. Statt dessen erneuerten die Partei-

¹⁾ Schiller II, 1. Inwiefern Lionels Prahlerei: „Wo wir mit Euch (Burgund) und mit ganz Frankreich fertig wurden“, der thatsächlichen Wirklichkeit entspricht, s. Johanna d'Arc S. 3. folgd.

häupter ohne Aufschub den Bürgerkrieg. Der Verlust, welcher die Partei Orleans getroffen hatte, wurde dadurch vollständig ausgeglichen, daß der fähigste ihrer Führer, Graf Bernhard VII von Armagnac, als unumschränktes Oberhaupt an die Spitze derselben trat. Der kranke König übertrug ihm zu Ende des Jahres 1415 nicht nur die Würde eines Connetable und Generalcapitains aller Festungen, sondern ernannte ihn auch zum Chef des gesammten Finanzwesens, so daß die ganze Regierungsgewalt in Armagnacs Händen lag. Er übte dieselbe im Namen von Karls VI jüngstem Sohne, dem nachherigen König Karl VII, auf den das Recht der Thronfolge nach dem Tode seiner drei älteren Brüder übergegangen war.¹⁾ Indessen entfremdete sich der Graf durch tyrannische Härte und Erpressungen sehr bald die Gemüther und bahnte auf diese Weise dem Herzog von Burgund den Weg, ihm die Regentschaft zu entreißen. Am 24. April 1417 erließ Johann ein Manifest an alle Städte des Reiches, worin er sich als Beschützer des unterdrückten Volkes ankündigte und namentlich Erleichterung von den willkürlichen Abgaben versprach. Allenthalben wurden die Burgunder mit Freuden empfangen und am 29. Mai 1418 drangen sie in die Hauptstadt ein. Paris wurde der Schauplatz der entsetzlichsten Mordgreuel. Der Graf von Armagnac fiel als Opfer der Volkswrache, der Dauphin Karl jedoch entkam glücklich seinen Verfolgern. Um ihn sammelte sich nunmehr die orleanische Partei. Frankreich blieb auf diese Weise nach wie vor in zwei Heerlager getheilt und jede öffentliche Gewalt wurde fortan eine doppelte. Während nämlich die Burgunder in Paris ein neues Parlament und eine neue Rechenkammer errichteten, setzte Karl unter dem Titel eines Regenten eine Rechenkammer in Bourges und einen obersten Gerichtshof in Poitiers ein. Fürwahr, Frankreich schien dem

¹⁾ Johanna d'Arc S. 4 beider A.

Erzfeind die Bahn bereiten zu wollen, um Frankreich zu unterjochen. Hatte doch Herzog Johann, um die Pläne seines Ehrgeizes gegen den Grafen von Armagnac durchzuführen und das Maß seiner Sünden voll zu machen, sich fortwährend sogar um Freundschaft und Bündnis bei dem Könige von England beworben! ¹⁾ Erst die ungemessenen Ansprüche und Drohungen Heinrichs V brachten ihn zu dem Entschluß, auf eine Versöhnung mit dem Dauphin einzugehen, welche ihm dieser durch du Chatel antragen ließ. So schien endlich der Drang der Noth die Sonne der Eintracht über das zerrissene Vaterland herauszuführen. Aber ein Friede, welchen die Furcht gebiert, trägt keine Bürgschaft der Dauer in sich, so lange nicht die bittere Wurzel des Hasses getilgt ist. Nur zu bald wurde der Jubel des Volkes durch eine neue Unthat erstickt.

Zu beßerer Verständigung über die eigenen und des Reiches Angelegenheiten entbot nämlich Karl VII den Herzog zu einer Zusammenkunft auf der Yonnebrücke bei Montereau. ²⁾ Am 10. September 1419 fanden sich beide Fürsten mit zahlreichem Kriegesgefolge ein. Wie arg das Mißtrauen fortwucherte, gab sich sogleich in den Maßregeln kund, womit man beiderseits für Sicherheit sorgte. Jede Partei ließ ihre Seite des Flusses mit Bewaffneten besetzen, die Brücke selbst wurde durch doppelte Barrieren bergestalt gesperrt, daß zwischen den mittleren ein Raum nur für beide Fürsten und je zehn ihrer Begleiter verblieb. Als die Fürsten in der Mitte einander begegneten, beugte Johann das Knie vor dem Dauphin zu ehrfurchtsvollem Gruße, aber kaum waren einige Worte zwischen ihnen gewechselt, als einer aus dem Gefolge Karls VII den Herzog durch einen Schlag

¹⁾ Schiller II, 1: Wer bahnte Euch den Weg in dieses Reich u. s. w. Den Thatbestand s. genauer Joh. d'Arc S. 5 folg.

²⁾ Schiller I, 5. II, 2. III, 4.

der Streitart zu Boden streckte und andere das Blutwerk vollendeten. Das Gericht über den an Herzog Ludwig von Orleans verübten Mord hatte ihn getroffen!

Wer der Thäter, was der Grund der That gewesen, darüber weichen die Parteiberichte der Zeitgenossen von einander ab. Wir erwähnen dieselben nur insoweit, als sie mit den Voraussetzungen unserer Dichtung im Einklang stehen.¹⁾ Du Chatel wird von den Parteigängern des Herzogs als der genannt, welcher den ersten Streich führte, und als die Veranlassung dazu der Umstand bezeichnet, daß der Herzog sein Schwert, welches beim Niederknien sich zurückgeschoben, zu dem Zwecke angefaßt habe, um es wieder vorzuziehen. Die Anhänger des Dauphins behaupten dagegen, Johann habe von jenem gebieterisch gefordert, daß er sich in das Hoflager seines geisteskranken Vaters begeben; dabei habe der Herzog die linke Hand gegen Karl VII ausgestreckt und mit der rechten das Schwert zur Hälfte aus der Scheide gezogen. Demnach wäre entweder ein Mißverständnis, entsprungen aus einem Zufall, oder die drohende Gebärde, womit der Herzog seine Forderung begleitete, die Ursache des folgenschweren Unheils geworden; eine plötzlich entstandene Beforgnis, als sei das Leben des Dauphins gefährdet, hätte du Chatel und seine Genossen dazu vermocht, dem Herzog den Tod zu geben. Die That erschiene somit als das Werk eines unglücklichen Augenblicks, nicht eines vorgefaßten Planes. Allerdings würde der letzte Grund der Bluttthat in dem Argwohn des blinden Parteigeistes zu suchen, in diesem Sinne also dieselbe keineswegs von Schuld frei zu sprechen sein. Das eingestrichelte Mißtrauen des Parteigeistes hätte die Haltung des Herzogs auf das Aergste gedeutet, und die aus dem kaum beigelegten Bürgerkriege noch fortgährende Leidenschaft, durch die Furcht um den König rasch

¹⁾ Das Weitere s. Johanna d'Arc S. 7.

wieder angefaßt, hätte sich zu einem übereilten Ausbruch der Wuth hinreißen lassen; aber kein Vorwurf vorbedachter Rache, kein Schatten heimtückisch feigen Meuchelmordes fiele auf du Chatel und die Geleitschaft des Dauphins, noch weniger auf diesen selbst. Dies Ergebnis stimmt vollkommen zu der Art, wie unser Dichter die betreffenden Personen in seinem Drama geschildert hat. Der Charakter Karls VII ist in jeder Hinsicht zu edel gehalten, als daß ihn der Verdacht einer so abgefeimten Bosheit treffen könnte. Wie ließe sich mit den Gesinnungen des Königs namentlich der Entschluß desselben vereinbaren, auf der Mordstätte selbst seine Unschuld durch das Gottesgericht des Zweikampfes ¹⁾ zu erhärten? Du Chatels ganzes Wesen geht in der Liebe zu seinem König auf. Der König ist sein alles. Ihm lebt er, ihm zu sterben ist er bereit ²⁾, für ihn kann er alles thun und alles leiden. Nur das Gemeine, nur das Schlechte nicht, denn dazu ist er zu brav, zu gut. Aber wäre er aus übertriebener Liebe zu seinem König sogar des Mordes fähig, wie würde dieser den Mörder um sich dulden, geschweige ihn Freund nennen? Und vollends: wie wäre die Versöhnung statthaft, welche in unserem Stück ³⁾ der Sohn des Gemordeten mit dem Mörder des Vaters schließt? Wer legt seine Hand in die Hand dessen, der ihm den Vater meuchlings erschlug? Was wäre der, der sich von dem Mörder seines Vaters umarmen ließe? ⁴⁾ Kurz, gerade so und

¹⁾ Schiller I, 5.

²⁾ Schiller I, 6.

³⁾ Schiller III, 4.

⁴⁾ Schiller I, 5: „Vor allen Dingen — fordert er“ (der Herzog von Burgund) „daß ihm du Chatel ausgeliefert werde, den er den Mörder seines Vaters nennt“. Zwischen (diesem) Nennen und (wirklichem) Sein ist ein großer Unterschied. Der König sagt kurz darauf: „Auf der Brücke zu Montreau, allwo sein Vater fiel“. II, 2. III, 4: „Kein Unrecht sei so blutig, daß Burgund an diesem Freudentag es nicht vererbe“. Unrecht wäre doch eine sehr ungeeignete Bezeichnung für einen Meuchelmord. Ebenda selbst: „Geist meines Vaters, zürne nicht, wenn ich die Hand, die dich getödtet, freundlich faße.“ Also getödtet, nicht gemordet!

nicht anders, als wir auf Grund geschichtlicher Zeugnisse den Vorgang auf der Nonnebrücke dargestellt haben, paßt er in das Gefüge der Dichtung, paßt er insbesondere zu der Eigenart des du Chatel.¹⁾ Der Schein, als sei der König bedroht, kann ihn zum Aeußersten treiben; ein zufällig entblößter Degen, eine verdächtige Bewegung des Herzogs kann die Sorge seiner Liebe zur Wuth erhitzen; meucheln aber, hinterlistig morden kann er nicht.

Ungeheures Weh folgte der unseligen That. Ein aufrichtiger Friedensbund der Parteihäupter wäre die einzige Schutzwehr gegen die Anmaßungen und Uebergriffe Englands gewesen. Wie die Zwietracht der französischen Fürsten dem König Heinrich V die Pfade des Ehrgeizes geebnet hatte, so konnte nur die Eintracht der französischen Großen der englischen Herrschgier Schranken setzen.²⁾ Aber leider nahm das Blut, welches auf der Brücke von Montereau vergossen ward, den einzigen Damm hinweg, welcher die über die Meerenge hereinschneidende Fluth des Unheils aufzuhalten vermochte, und trieb das unglückliche Land dem Abgrund des Verderbens entgegen.

Der Sohn und Nachfolger des Erschlagenen, Herzog Philipp mit dem Beinamen des Guten, sann nur auf Rache und erkaufte sie durch Verrath am Vaterlande. Sofort trat er in Unterhandlungen mit Heinrich V, welcher sein Inselreich zum zweiten Male verlassen hatte und im Begriffe stand, sich die französische Krone mit dem Schwerte zu erkämpfen.³⁾ Heinrich V erklärte sich zum

¹⁾ Wir wiederholen: Nur für unseren Zweck, als Erklärer Schillers, haben wir die angeführten Quellenberichte ausgesucht und von den übrigen abgesehen, welche mit jenen nicht übereinstimmen. S. Johanna d'Arc, S. 7.

²⁾ Schiller II, 2: Ganz England, streut es alle seine Bürger auf unsre Küsten aus, vermöchte nicht dies Reich zu zwingen, wenn es einzig ist; nur Frankreich konnte Frankreich überwinden.

³⁾ Schiller II, 1 (Burgund): Wer bahnte Euch den Weg in dieses Reich, reicht' Euch die treue Freundeshand, als Ihr an diese feindlich

Abschluß eines Vertrages bereit, kraft dessen er Karls VI Tochter Katharina zur Frau, als Mitgift die Krone Frankreichs nach dem Tode des geisteschwachen Königs und einstweilen die Regentschaft erhalten würde. Dem Herzog war dieser Preis für seine Rache nicht zu hoch. Isabella, seit lange von teuflischem Haße gegen den eigenen Sohn erfüllt und mit der burgundischen Partei im Bunde, trat ihre Pflichten als Königin und Mutter rücksichtslos mit Füßen, und der kranke König ließ sich als willenloses Werkzeug gebrauchen, um dem Vertrage die Scheinweihe des Rechtes zu geben.¹⁾ So wurde auf die von Heinrich gestellten Bedingungen am 21. Mai 1420 der berühmte Vertrag von Troyes geschlossen und bald darauf die Vermählung Heinrichs mit Katharina vollzogen. Heinrich legte sich von jetzt an auch den Titel eines Regenten und Erben von Frankreich bei. Der Norden Frankreichs schien unrettbar verloren und der Zeitpunkt nicht fern, wo ein letzter Kampf im Süden entscheiden mußte, ob Frankreich aufhören sollte, als selbständiger Staat unter einem angestammten Herrscher zu stehen, als Heinrich V am 31. August 1422 in der Blüthe der Jahre durch den Tod aus seiner Heldenlaufbahn gerissen wurde. Er hinterließ den Thron Englands und

fremde Küste sieget? Vergl. II, 2. Prol. 1. Daß König Heinrich V bereits am 1. August 1417 die Normandie angegriffen und zu Anfang des Jahres 1419 Rouen eingenommen hatte, s. Johanna d'Arc S. 5 flgd.

1) Schiller II, 2 (Isabeau): Glück soll ihn treffen bis in's zehnte Glied! Er hat gefrevelt an dem Haupt der Mutter. Burgund: Er rächte einen Vater und Gemahl. Isabeau: Er warf sich auf zum Richter meiner Sitten! Liene: Das war unehrerbietig von dem Sohn! Isabeau: In die Verbannung hat er mich geschickt. Talbot: Die öffentliche Stimme zu vollziehen u. s. w. Vergl. I, 5. Prol. 1. Daß Isabeau wegen ihres verschwenderischen und unkeuschen Wandels nicht von ihrem Sohne, sondern von dem Grafen Armagnac nach Tours verbannt wurde, s. Johanna d'Arc S. 4. Ueber die daraus entsprungene Verbindung der Königin mit Burgund s. ebenbas. S. 5.

die Anwartschaft auf die französische Krone einem nicht neun Monate alten Kinde, Heinrich VI, die Regentschaft beider Reiche während der Minderjährigkeit desselben seinen Brüdern, den Herzögen von Bedford und Glocester. Bedford, welcher die großen Eigenschaften seines Bruders theilte, blieb als Reichsverweser in Frankreich. Schon am 21. October folgte Karl VI seinem Schwiegersohn im Tode. Unmittelbar nach der Beerdigung wurde Heinrich VI als König von Frankreich ausgerufen; gleichzeitig (27. October) ließ sich der Dauphin als Karl VII in Poitiers, da Reims, die Krönungsstadt der französischen Fürsten, nicht in seiner Gewalt war, zum König krönen und ward in dem treugebliebenen Theile von Frankreich als solcher anerkannt.¹⁾

Die beiden Todesfälle änderten an der äußeren Lage Frankreichs so gut wie nichts. Der Herzog von Bedford trat ganz in die Fußstapfen seines verewigten Bruders. Mit gewaltiger Hand hielt er die Errungenschaften der englischen Siege fest und ließ selbst bedeutende Opfer sich nicht verbrießen, um das Bündniß mit Burgund zu bewahren.²⁾ Aller Orten blieb während der nächsten Jahre das Glück den englischen Fahnen treu. Die zwei großen Schlachten bei Crevant und bei Verneuil waren es vornehmlich, durch welche die Engländer die Ueberlegenheit ihrer Waffen behaupteten und dem vereinigten französisch-schottischen Heere die schwersten Verluste beibrachten.³⁾ Unaufhaltsam drangen

1) Bisher konnten wir uns an die wirkliche Geschichte halten, um die wenigen und zerstreuten Angaben Schillers zu einem anschaulichen Gesamtbilde zu verarbeiten; von jetzt an haben wir uns ausschließlich auf dem Boden der Dichtung zu bewegen und es allein den Anmerkungen zu überlassen, das Verhältniß der Dichtung zu der beglaubigten Geschichte nachzuweisen.

2) Schiller II, 1 (Burgund): Doch that's Euch sehr um unsre Freundschaft noth, und theuer kaufte sie der Reichsverweser.

3) Schiller I, 5. Prol. 1 und 3: Geschlagen sind wir in zwei großen Schlachten; mitten in Frankreich steht der Feind, verloren sind alle

sie infolge dieser Siege bis an die Loire vor. Angst und Furcht ging vor ihnen her. An jeder Hoffnung auf Hülfe verzweifelnd, öffneten die Städte den Anrückenden ihre Thore und lieferten denselben die Schlüssel aus. Die Ueberreste der französisch-schottischen Streitmacht waren durch die wiederholten Niederlagen gänzlich entmuthigt, unter den Schrecken der göttlichen Gerichte erlahmte der Arm selbst der Tapfersten. Die französischen Ritter in den Nordprovinzen suchten Schutz hinter den Mauern ihrer Burgfesten; umsonst ließen die Fürsten und Häupter ihre Aufgebote ergehen: das Volk blieb von starrer Furcht gefesselt; der König glaubte sich bei dieser Lage der Dinge außer Stande, das Feld zu halten, und zog sich mit seinem Hofe nach Chinon zurück.¹⁾ Der Norden von Frankreich beugte sich unter das Joch Englands; nur die Thäler der Maas mit der Feste Vaucouleurs leisteten Widerstand.²⁾ Es galt nunmehr, die Länder jenseit der Loire zu unterwerfen. Das letzte Bollwerk an der Grenzscheide, der Schlüssel zu den Sübprovinzen, war das königstreue Orleans. Die Stadt selbst lag auf dem rechten oder nördlichen Ufer der Loire, nach der Südseite des Flußes führte eine Brücke in eine schöne und reiche

Länder bis an die Loire. — Die Schlacht bei Crevant wurde 1423 gewonnen, der blutigere und entscheidendere Sieg bei Verneuil am 22. Juli 1424 erfochten. S. Johanna d'Arc S. 12 der kleinen und S. 13 der großen Ausgabe.

¹⁾ Schiller Prol. 3 (Vertrand): In Chinon hält der König seinen Hof; es fehlt an Volk, er kann das Feld nicht halten. Was nützt der Führer Muth, der Selben Arm, wenn bleiche Furcht die Heere lähmt? Ein Schrecken, wie von Gott herab gesandt, hat auch die Brust der Tapfersten ergriffen. Umsonst erschallt der Fürsten Aufgebot. Wie sich die Schafe bang zusammen drängen, wenn sich des Wolfes Heulen hören läßt, so sucht der Franke, seines alten Ruhms vergessend, nur die Sicherheit der Burgen. Act I, Sc. 1. — Ueber den Zustand Frankreichs nach den beiden Schlachten s. Johanna d'Arc S. 12 der kl., S. 13 der gr. Ausgabe.

²⁾ Schiller Prol. 3.

Vorstadt. Orleans mußte erobert und damit der Zugang in das Herz Frankreichs eröffnet werden.

Unter dem Oberbefehl des Grafen von Salisbury, eines der ausgezeichnetsten Feldherren Englands, rückte das siegreiche Heer der Engländer gegen die Stadt Orleans heran.¹⁾ Alle Mittel der Belagerungskunst setzte der Graf sofort in's Werk, um die Stadt zur Uebergabe zu nöthigen; die Einwohner von Orleans dagegen trafen die kräftigsten Anstalten zur Abwehr. Je mehr indessen die Belagerung sich in die Länge zog, desto größer wurde die Bedrängnis der Belagerten. Ohne Beistand schien endlich alles Ringen hoffnungslos. Da der König sich weder regte noch rührte, so machten die Bürger den Versuch, sich mit dem Herzog von Burgund zu verständigen und ihm die Stadt in Sequester zu geben; der Versuch scheiterte jedoch an der Eifersucht und dem Reide der Engländer.²⁾ Mittlerweile stieg die Noth in Orleans auf den höchsten Gipfel. Nicht bloß der Feind, auch der Hunger bedrängte die Stadt. Die Zuversicht selbst der Tapfersten brach zusammen. Jeder Tag schien über das Schicksal von Orleans und damit über Sein oder Nichtsein des Reiches entscheiden zu müssen.

Das Schlimmste war in dieser verzweifelten Lage die Seelen-

¹⁾ Am 12. October 1428 kam Graf Salisbury vor Orleans an. Nach Schiller Prol. 3 haben wir die Belagerung der Stadt in engem Zusammenhang mit dem Verlust der beiden Schlachten von Crevant und Verneuil zu denken. — Vergl. in Betreff der Zeit wie der zahllosen Einzelheiten, worin Schiller von der Geschichte abweicht, Johanna d'Arc S. 15 der kl. und S. 16 der gr. Ausgabe.

²⁾ Schiller II, 1 (Burgund): Warum entging uns Orleans, als Eurer Habsucht wegen? Es war bereit, sich mir zu übergeben, Ihr, Euer Reid allein hat es verhindert. — Die Absicht der Bürger ging dahin, dem Herzog die Stadt in Sequester zu geben, damit er sie als Eigenthum des gefangenen Herzogs von Orleans bewahre, s. Johanna d'Arc S. 17 folg. der kl., S. 19 der gr. Ausgabe.

beschaffenheit und Gemüthsverfassung des Königs, welche denselben zu thatlosem Hinbrüten herabstimmte und auf ein mattherziges Zuwarten beschränkte, während nicht weniger als alles auf dem Spiele stand. Das eiserne Zeitalter heischte auf dem französischen Throne einen Herrscher von eiserner Charakterstärke und hervorragenden Kriegergaben. Ueberwiegende Meisterschaft im Felde that noth, um den Siegesgang der englischen Heermassen aufzuhalten; nur eine starke Persönlichkeit, welche trotz aller Schläge des Schicksals felsenfest auf ihr fürstliches Recht und ihren göttlichen Beruf vertraute, war im Stande, den gesunkenen Muth des Volkes in patriotische Begeisterung wider den ausländischen Feind umzuwandeln und dem innern Parteigeist mit Aussicht auf Erfolg die Spitze zu bieten; unbeugsame Willens- und Thatkraft vermochte allein das aus seinen Fugen gerissene Staatsgebäude wieder einzurichten und die heillose Verworrenheit aller öffentlichen Zustände allmählich zu schlichten. Karl VII besaß zur Zeit keine jener hochnothigen Eigenschaften, weder hervorstehendes Felbherrntalent, noch gebiegene Charakterkraft. Er war ein Mann der Phantasie und des Gefühles, nicht des Willens und der That. Wie alle Gefühls- und Phantasie-Menschen, war er vorwiegend auf die Innerlichkeit gestellt; die Wirklichkeit, welche Wirken und dazu den Willen wie das Vermögen heischt, lag ihm ungleich ferner. Eine fast jungfräuliche Zartheit und Reinheit der Empfindung zeichnete ihn aus; dagegen war es nicht seine Sache, dem Leben scharf in's Gesicht zu sehen, aus diesem selbst sowohl die Bedingungen als die Mittel zu schöpferischem Gestalten desselben zu entdecken und dem erkannten Ziele mit unentwegbarer Beharrlichkeit entgegenzuringen. Je reicher seine innere Ausstattung, desto mehr machte er in seinem Verhalten nach außen hin den Eindruß eines Mannes, dem die rechte Spannkraft der Nerven und der volle Eisengehalt des Blutes

versagt ist, worauf allein ein fester Naturcharakter sich auf-
erbaut. Nicht daß es ihm an persönlichem Muthе gefehlt hätte.
Er war zu jeder Stunde bereit, sein Leben aufs Spiel zu setzen
für Thron und Reich sei's im Einzel- sei's im Schlachtenkampf.
Zur Tapferkeit im höhern Sinne des Wortes aber gebracht es
ihm an der zähen und strammen Energie nachhaltiger Ausdauer.
Alle Schätze eines reichen und edlen Gemüthes hatte die Natur
in ihn gelegt, eine hohe Empfänglichkeit für jedes Schöne in
Kunst und Leben war ihm angeboren.¹⁾ Die widrigen Erlebnisse
seiner Jugend, welche einer weniger entschiedenen Anlage hätten
verderblich werden müssen, förderten nur seine natürliche Begabung.
Der Gegensatz rief und steigerte den Gegensatz. Abgestoßen durch
das Zernwürfnis der Familie, durch den Wahnsinn des Vaters
und das Lasterleben der Mutter, angewidert von den Mordgreueln
der unaufhörlichen Kriegsläufe, richtete der Jüngling das Auge
seiner Seele nach innen und suchte in den Idealen der Einbil-
dungskraft und des Herzens Ersatz für das, was die Wirklichkeit
ihm schuldig blieb.²⁾ Auch später, als das handelnde Leben ihn
mit Gewalt in seine Strudel riß, waren Poesie, Freundschaft,
Liebe die Drillingssterne, durch deren Licht er alle Trübnisse seiner
Lage zu erhellen und die kalte Begegnung der Außenwelt zu
milbern strebte. Verstieg er sich in dieser Hinsicht öfters bis dicht
an die Grenze, wo der König sich in dem Menschen verliert, und
überließ er sich dem Zuge zu idealistischen Träumereien mitunter
in einem Grade, der weder zu dem Ernst der göttlichen Gerichte
stimmt, welche über ihn ergingen, noch mit dem Beruf und der
Würde eines Königs verträglich ist, welcher sich mitten in den
Sturmang der drangvollsten Zeit gestellt sieht: so offenbarte

¹⁾ Schiller I, 2 und 7.

²⁾ Es gilt von ihm, was er von René sagt, I, 2: Sich eine schuldblos
reine Welt zu gründen, in dieser rauh barbar'schen Wirklichkeit.

er auf der andern Seite bei jeder Gelegenheit einen Edelmuth der Gesinnung, dem des Freundes Heil nicht weniger als das eigene Dasein galt und das Selbstopfer des Lebens kein zu hoher Preis für des Volkes Rettung war; ja sogar gegen seine erbittertsten Feinde bewies er eine Gerechtigkeit und Hochherzigkeit, wie sie nur aufrichtige Wahrheitsliebe im Bunde mit selbstloser Demuth zu zeitigen vermag. Letztere ging Hand in Hand mit herzgewinnender Sanftmuth. Kein heftiges Wort entfuhr je seinen Lippen, und so nahe die Versuchung zum Zorne an ihn herantrat, nie ließ er sich zu einem Ausbruch desselben fortreißen. Ihre natürliche Wurzel hatte die Demuth Karls VII in der seltenen Milde und Weichheit seines Wesens, zur Blüthe gediehen aber war sie unter den Heimsuchungen der schwersten Schicksale. Die Vergeblichkeit alles Ringens gegen das Unglück, welches mit massenhafter Wucht auf ihn einstürmte, hatte den König zur Erkenntnis seiner ganzen Ohnmacht geführt und das Bewußtsein seiner Schranke ihm unabweisbar aufgedrängt. Er fühlte es tief, daß er nicht der Mann der Zeit war, und machte sich kein Hehl daraus, daß das Maß seiner Kraft nicht der Größe seiner Aufgabe entsprach. Nur zu einem Friedenskönig fand er die Tüchtigkeit in sich, den Wettern des Krieges zu gebieten und die Wogen der Empörung niederzuhalten, sah er sich nicht im Stande. So gewis nun die Selbsterkenntnis jeder Weisheit Anfang und Voraussetzung ist, und so gewis der Weg zu jeder Erhöhung durch das Thal der Demüthigung geht, ebenso sicher ist es, daß nur die Demuth die Bürgschaft des Heils in sich trägt, welche, aus dem Glauben geboren, in der göttlichen Rüstung des Glaubens einhergeht. Die Demuth des Königs war nicht dieser Art. Sie war nicht die Demuth der Kraft, welche vom Himmel stammt und die Macht des Thuns aus dem Himmel holt; die Demuth der Schwäche war sie, welche, weil menschlichen Ursprungs und

auf dem Bewußtsein natürlichen Unvermögens beruhend, jeden Augenblick in Gefahr schwebt, zu herztödtendem Kleinmuth, ja zur Verzweiflung herabzusinken. Sollte sie daher zum Ausgangspunct der Rettung für ihn werden, so mußte sie dem natürlichen Boden, worauf sie erwachsen war, entnommen und in den Felsen- grund unerschütterlichen Glaubens eingesenkt werden. Ein solcher Glaube nun fehlte dem König zur Zeit noch, und damit fehlte ihm das einzig eine, was durch seine umschaffende und erneuernde Macht den Mangel natürlicher Willens- und Thatkraft ebenso ersetzt, wie es die natürliche Stärke des Charakters zu eiserner Energie vollendet. Doch stand Karl nicht ohne Gott in der Welt, und bereits hatte ihn — zum hoffnungsreichen Zeichen — die Noth beten gelehrt.

Daß einer so gearteten Seele der Krieg an und für sich ein Greuel sein mußte, versteht sich von selbst. Doch war es, wie gesagt, keineswegs persönliche Feigheit, was Karl VII diesen Abscheu einsößte. Wir werden ihn ritterlich kämpfen sehen um seine Krone. Etwas ganz anderes bannte ihn seit den letzten Niederlagen in Unthätigkeit fest. Aus dem fortwährenden Unglück seiner Waffen vermeinte er den traurigen Schluß ziehen zu müssen, daß es nicht der Wille Gottes sei, ihm auf der bisher eingeschlagenen Bahn den Sieg zu verleihen. Bloß mit den eigenen Streitkräften glaubte er sich der vereinten Feindesmacht hinfort nicht gewachsen und faßte daher den unwiderrusslichen Entschluß, das Blut seines Volkes nicht ferner nutzlos zu verspritzen. Doch war damit nicht jeder Strahl der Hoffnung für ihn erloschen. Noch leuchtete ihm aus früheren Jahren ein Stern der Weissagung, welcher die Aussicht auf einen andern Weg der Rettung eröffnete. Gerade aus der jetzigen Nacht des Unglücks blickte er dem König mit hellerem Glanze entgegen und schien ihm auf dem Grunde der scharf ausgeprägten Zeitlage sein

künftiges Verhalten in klaren Umrißen vorzuzeichnen. Von einer Nonne nämlich hatte Karl in Clermont einst den Trost der Verheißung erhalten, ein Weib werde ihn zum Sieger machen über alle seine Feinde und die Krone seiner Väter ihm erkämpfen. Karl deutete das Weib auf die eigene Mutter, welche mit dem Herzog von Burgund auf Englands Seite stand, und erblickte demgemäß in einer Aussöhnung mit der Mutter und durch diese mit dem Herzog, welche natürlich beide von dem Erb- und Erbfeinde Frankreichs scheiden mußte, den ersuchten Hort des Heils. Im Verein mit der burgundischen Partei glaubte er vertrauensvoll den Kampf mit England von neuem aufnehmen zu können. Der Verdruß des Herzogs über die Weigerung der Engländer, auf den Vorschlag der Stadt Orleans einzugehen, unterstützte und nährte seine Hoffnung, den abtrünnigen Vasallenfürsten für die Sache des Vaterlandes zu gewinnen. Inſorgeheim that er deshalb die geeigneten Schritte, welche Unterhandlungen sowohl mit Isabeau als mit dem Burgunder anbahnen und zu einem engen Bündnis führen sollten. Für den äußersten Fall, daß Burgund sich jeder Verständigung weigern würde, ward der Gesandte beauftragt, denselben zum Zweikampf mit dem Könige zu fordern.¹⁾

Aber Hoffnungen sind keine Erfüllungen. So oft der König sein und seines Landes Elend erwog, so oft die Sünden und Gerichte seines Hauses ihm vor die Augen traten, jedesmal faßte ihn die Sorge mit allen Schauern an, daß es im Rathe Gottes beschlossen sei, dem Geschlechte der Valois den Thron Frankreichs zu entreißen. Von diesem Schreckensgedanken verfolgt, hatte er in der Nacht auf den Tag hin, an welchem sein Geschick sich wenden sollte, von seinem Lager sich erhoben und die Noth seines Herzens im Gebete vor Gott gebracht. Zuvörderst war er mit der Bitte

¹⁾ Schiller I, 4 und 5. II, 1 gegen Ende. Ueber die Weissagung der Maria von Avignon s. Johanna d'Arc S. 37, Anmerk. zu Ende.

vor Gott getreten, sofern unrecht Gut an der Krone Frankreichs hafte, oder eine andere noch ungebüßte Schuld von seiner Väter Zeit her die Ursache des thränenvollen Krieges sei, ihn als Opfer anzunehmen für sein Volk und die ganze Schale des Zornes allein auf sein Haupt auszusüßten. In einem zweiten Erguß seines gepressten Herzens hatte er zu Gott gefleht, wenn es sein hoher Rathschluß sei, das Scepter dem Stamme Valois zu entwinden und ihm selbst alles zu entziehen, was seine Vorfahren im Reiche besaßen, drei einzige Güter ihm in Gnaden zu bewahren: den zufriedenen Sinn, das Herz des Freundes und die Liebe seiner Agnes.¹⁾

Wir sehen, der König schwankte zwischen Hoffen und Fürchten. Einen festen Halt würde ihm die Prophezeiung gegeben haben, wenn er fest an sie geglaubt hätte. Sollte er aber fest an die Verheißung glauben, dann mußte sie die Stimme Gottes für ihn sein. Und nur wenn sie ihm wie ein Wort Gottes galt, war er im Stande, dieselbe unter allen Umständen unverbrüchlich zu bewahren, selbst in dem Falle, daß seine Auslegung in der Wirklichkeit sich als Irrthum erwies. Denn so bestimmt die Gestalt der Verhältnisse auf die Mutter und den Herzog zu deuten schien, eine sichere Gewähr bot die Verheißung keineswegs, daß jene die Retterin Frankreichs werden und daß die gegenwärtige Spannung zwischen Burgund und England den Umschwung der Dinge heraufführen solle: die Weissagung selbst war folglich nicht aus und des Herrn Arm auf keine Weise verkürzt, wenn die Berechnung des Königs nach beiden Seiten hin fehlgeschlug. Eine andere Helferin und eine andere Hülfe war alsdann zu gewärtigen. Ein so standhafter Glaube an das prophetische Wort der Nonne hätte dem König einen Ersatz bereiten können für jenen Glauben, der keiner besondern Zeichen bedarf, um im Hoffen auszudauern

¹⁾ Schiller Act I, Sc. 10. Den historischen Verhalt der Sache s. Johanna d'Arc S. 76–81 der II. und S. 89–96 der gr. Ausgabe.

bis an's Ende. Seines Hoffens großer Lohn würde eine Erfüllung des Gehofften über Bitten und Verstehen gewesen sein; denn in der That beruhte der Ausspruch der Klosterfrau auf göttlicher Eingebung. Nimmermehr aber konnte ein Glaube der Art ein Ruhefissen der Trägheit sein, vielmehr mußte er der mächtigste Sporn und Antrieb für den König werden, seine Herrscherpflichten auf's gewissenhafteste wahrzunehmen. Leider war Karl nicht der Mann solches Glaubens und solches Pflichtbewußtseins, er war das eine nicht, weil das andere nicht. Verzeihen wir ihm, daß er nicht die Stahlkraft jener stark angelegten Naturen besaß, die sich nur beugen, um sich alsbald desto gewaltiger emporzuschellen, und die, wie oft auch überwunden, sich jedesmal mit frischem Siegesmuth wieder erheben; rechnen wir auch darüber nicht mit ihm, daß er nicht zu den Helden im Glauben gehörte, denen kein Zweifel das Herz erkältet, kein Misgeschick die Hoffnung raubt, solange sie sich auf dem Boden der Wahrheit und des göttlichen Rechtes bewegen: nicht zu rechtfertigen ist es, daß er sein Thun einzig und allein auf die Gesandtschaft an Mutter und Herzog beschränkte und sogar diejenigen Pflichten seines Fürstenamtes aus den Augen verlor, welche im Lichte seiner eigenen Deutung des Prophetenwortes sich als unerläßlich herausstellten. Gewis war es auf Grund der letzteren wohlgethan und überdies menschlicher Klugheit durchaus angemessen, eine Versöhnung mit der burgundischen Partei anzustreben, um auf diese Weise das fluchwürdige Bündnis zu sprengen, welches Frankreich in zwei feindliche Heerlager zerspalten und dem Uebergreifen der Engländer den nachhaltigsten Vorschub geleistet hatte; eben so gewis aber machte es dem König Verstand und Vernunft zur Aufgabe, während der Verhandlungen alle Machtmittel zusammenzufassen, beziehungsweise zu entwickeln, die ihm zu Schutz und Trutz zu Gebote standen, um besser als bisher von innen wie von außen gewappnet zu

sein auf die nahenden Tage der Entscheidung. Denn kam ein Vertrag mit Burgund zu Stande, so war damit England noch nicht besiegt, es begann vielmehr das grause Spiel der Waffen mit erneuter Wuth und der König hatte an der Spitze des verbündeten Heeres für seine Krone einzutreten. Die Weissagung entthob ihn dieser Pflicht mit nichts, denn nirgends sicherte sie ihm einen mühe- und kampflosen Sieg über die Feinde zu. Und wollte Karl eines höheren Beistandes sich werth machen, so mußte er demselben mit allen menschlichen Mitteln entgegenkommen. Aber auch die Waffen durfte er während der Verhandlungen nicht aus der Hand und die Arme in den Schoß legen. Mochte er immerhin bis zum Austrag der Friedensfrage auf den Angriffskrieg verzichten, zur Vertheidigung und Abwehr mußte er die Fahne hoch und die Faust am Degen halten. Orleans kämpfte den Kampf auf Leben und Tod; die Schuldigkeit des Königs brachte es mit sich, für die treue Stadt das Aeußerste zu wagen, um dem Aeußersten zu wehren, so lange er sie von feindlichen Scharen umringt und in ihrem Bestande bedroht sah. Der letzte Blutstropfen des letzten Kriegers durfte ihm für solchen Zweck nicht zu theuer sein, um so weniger als Orleans die Vormauer für die Südstaaten bildete. Wie aber? hatte nicht Muthlosigkeit sich der Heere bemächtigt, erschallte nicht das Aufgebot der Fürsten umsonst? Allerdings hatten die Niederlagen sehr entmuthigend gewirkt, mehr aber schadete die Thatenscheu und der Kleinmuth, womit der König sich in das Dunkel der Verborgenheit zurückzog und die kostbare Zeit mit nichtigen Dingen vergeudete. Oberstand ihm etwa keine Macht mehr zur Verfügung? Noch gebot er über ansehnliche Streitkräfte, und tüchtige Feldherrn warteten mit Schmerzen auf den Ruf ihres Königs, um dem Feinde aufs neue die Spitze zu bieten.¹⁾ Und so wichtig dies, es war gering

¹⁾ Nach Schiller ist für Orleans kein Schweristreich geschehen, s. I, 5.

gegen das Große, was dem König selber zu thun übrig blieb. Die eigene Sache selbst in die Hand zu nehmen, das Versteck in Chinon aufzugeben und persönlich vor seine Krieger, persönlich vor sein Volk hinzutreten, das war seine nächste Aufgabe. ¹⁾ Allenthalben in den treuen Landen und so weit sein Einfluß reichte, mußte er zur Erhebung gegen den Erb- und Erzfeind wo immer möglich in eigener Person aufrufen. Zeigen mußte er durch die That, daß es ihm ein heiliger Ernst um die heilige Sache war, und daß, so viel auch verloren schien, er dennoch nichts verloren gab, um dergestalt durch den eigenen Muth, den er dem Volke bewährte, den Muth des Volkes wieder aufzurichten und zu neuen Thatäußerungen zu entflammen. Der höchste Preis, der ihm auf dieser Bahn winkte, war eine allgemeine Nationalbegeisterung, welche eine wahrhaft königliche Persönlichkeit so leicht zu entzünden vermag, wenn ihr das Vertrauen auf ihr heiliges Recht und auf den göttlichen Gnadenbeistand zur Seite geht. Kam dann der Friede mit Burgund nicht zu Stande, so besaß er in der Zahl und dem Geiste seiner Krieger die ausreichenden Mittel, um auch für sich allein den verbündeten Gegnern zu widerstehen, und in dem Bewußtsein, das Seine vollauf gethan zu haben, den rechten Anhalt zu der neuen Hoffnung, daß Gott ihm auf eine andere Weise, als er selbst gedacht und die Prophezeiung verstanden hatte, den Sieg verleihen werde. Fleischliches Mitleid und weichmüthige Schen, das Blut der Unterthanen zu opfern, durfte ihm nicht die Hände binden, wo es die höchsten Güter nicht bloß des Fürsten, sondern auch des Volkes galt. ²⁾ Denn der Thron ist nicht des Königs allein,

Dagegen s. über die Schlacht bei Rouvray Johanna d'Arc S. 18 der gr. und S. 17 der kl. Ausgabe.

¹⁾ Vergl. Sorels Mahnung I, 4.

²⁾ S. Dunois I, 5 gegen Ende.

er ist ebenso des Volkes, und mit dem Untergang des eingeborenen Fürsten ist auch die Selbständigkeit des Volkes gebrochen. Freilich war es bei dem König nicht bloß das gute Herz und das weiche Gemüth, nicht bloß der Hang nach der idealen Seite des Lebens und der Widerwille vor nachhaltiger Anstrengung, was ihn an thatkräftigem Handeln behinderte. Was ihn mehr lähmte, was alles Pflichtgefühl und Gebot in ihm übertäubte, das war jener entsetzliche Gedanke, welchen die seitherigen Erfahrungen ihm eingesflößt hatten, daß Gott die Sünden seines Hauses an ihm heimsuchen wolle bis zum vollständigen Verluste des Reichs. Aber so entschuldbar dieser Gedanke auf den ersten Blick, so wenig war er recht vor Gott. Im Grunde genommen war er nichts, als die reife Frucht des Halb- oder Schwachglaubens. Denn welche Schuld der Väter wäre so groß, daß sie an den Kindern bis zu deren Verderben heimgesucht werden müßte, welche Sünde der Alvordern so schwarz, daß es keine Buße gäbe für sie? Nicht wandeln in den Fußstapfen sündiger Ahnen, sondern thun, was Gott will und die Pflicht gebietet, das ist der beste Schutz und Schirm gegen die Folgen elterlicher Missethat; in solchem Thun mannhaft ausharren bis an's Ende und glaubensfest den verordneten Kampf durchkämpfen bis auf's Blut, das bringt den Sieg, ob auch im Untergang. So lange Gott dem Fürsten das Scepter läßt, so lange hat er, und zwar nach Gottes Willen, die Pflichten zu beobachten, welche an dasselbe geknüpft sind. Denn Königsein ist ein Amt, von Gott gegeben, und König soll der König sein, so lange Gott es ihn sein und bleiben läßt. Der Erste zur That, der Letzte auf dem Platze! Jede, auch die letzte Möglichkeit hat er zu erschöpfen und lieber mit Ehren unterzugehen, als irgendwie seinem Berufe zu fehlen. Das eigene Leben im Zweikampf wagen, ist kein Ersatz für solchen Fehl. Jedes Unterlassen, geschähe es auch aus dem besten Herzen,

ja selbst mit Darangabe der eigenen Person, ist Verrath an der Pflicht, bis Gott aus völlig untrüglichen Zeichen spricht: Bis dahin und nicht weiter! Dieser Sinn fehlte dem König, weil ihm das eine fehlte, was alles ist: der Glaube. Da nun aber der Starkglaube ihm abgeht, der da glaubt, obwohl er nicht sieht, so bleibt offenbar, sofern Heil ihm werden soll, kein anderer, als der Thomasglaube übrig, der nur glaubt, wenn er sieht. Nicht die Mahnung der Pflicht, nicht das Wort der Weissagung hat dem König geholfen: so muß denn die Hülfe in lebendiger Menschengestalt kommen, in Fleisch und Bein muß sie vor sein Angesicht hintreten, durch sicht- und greifbare Wunder ihre göttliche Abkunft bekunden.

Denn nicht ist es der Wille Gottes, das französische Reich in die Knechtschaft Englands zu geben und Karl VII die Krone seines Stammes zu entziehen. Die Gerichte, welche durch die Sündengreuel der Königsfamilie über Frankreich hereingebrochen sind, sollen nunmehr ein Ende haben. Das krummgezogene Scepter der Valois soll sich in der Hand des rechtmäßigen Thronerben wieder gerade aufrichten zur Höhe und zwar in nie geahnter Herrlichkeit. Die Vorsehung hat Karl VII dazu aufgespart, um durch ihn die Wunden zu heilen, welche das Schwert Englands im Bunde mit dem inneren Parteihaß Land und Leuten geschlagen. Die edlen Eigenschaften des Herzens, welche Karl zu einem Fürsten des Friedens stempeln, sollen, verklärt durch die Weihe des neuen Glaubens, in Gottes Hand das Mittel werden, um das schwer geprüfte Frankenland zu einem Reiche zu gestalten, worin Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen.¹⁾

Das Weib der Weissagung wird kommen, wenn alle menschlichen Stützen, wonach der König für jezt noch, wenn auch mit halbem

¹⁾ S. Sorel I, 5.

Herzen ausschaut, bis auf die letzte gebrochen sind. Nicht wird es kommen als Königin Mutter, den Herzog von Burgund im Geleit; nicht aus einem Palaste wird es niedersteigen, aus der Hütte wird es hervorgehen, in Gestalt einer schlichten Jungfrau, nicht mit Heeresmacht umgeben, aber angethan mit dem einen, woran es Frankreich bisher zur Rettung gebracht: mit der Macht des Glaubens, welcher Berge versetzt und Welten überwindet. Von Gott zur Retterin berufen, wird die Jungfrau in Gottes Kraft die Anschläge der Ungerechten zu Schanden machen und ihrem König die Krone seiner Väter, ihrem Vaterlande die Freiheit erkämpfen.

Die Jugend der Johanna d'Arc

bis zum Abschied von dem Vaterhause.

Johanna d'Arc (Darc), die gotterforene Retterin ihres Königs und ihres Vaterlandes, war geboren in dem Dörfchen Domremy, welches auf dem linken Ufer der Maas am Fuße eines Bergabhanges liegt, dessen Hochflächen zum Herzogthum Bar gehörten. Der Höhenzug des gegenüberliegenden Ufers machte die Grenze von Lothringen. Nur das Flußthal war demnach französisches Besizthum. Dieses schmale, von Berghöhen rings umschlossene Gebiet, welches auf der einen Seite durch Bassigny mit der Champagne zusammenhing und sich auf der andern bis Voucouleurs erstreckte, bildete seit dem Jahre 1328, also seit einem Jahrhunderte vor Beginn der Belagerung von Orleans, ein unmittelbares Hausgut der französischen Krone. Die Bewohner dieses durch reiche Ackerfluren und üppige Viehtriften gesegneten Landstriches lebten in glücklicher Abgeschlossenheit von